

Zeitschrift:	Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber:	Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band:	107 (1997)
Artikel:	Auf den Spuren Jakob Horlachers : Bericht von einer Reise nach Georgien
Autor:	Baumann, Max / Belart, Peter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-900663

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Baumann und Peter Belart

Auf den Spuren Jakob Horlachers

Bericht von einer Reise nach Georgien

In den Brugger Neujahrsblättern 1993 veröffentlichten wir die Lebensgeschichten des Mühlebauers Jakob Horlacher aus Umiken und seiner Frau Louise, einer geborenen Gygax aus Bleienbach bei Langenthal BE. Die beiden hatten sich 1869 im fernen Aserbeidschan jenseits des Kaukasus kennen gelernt, geheiratet und dann in der schwäbischen Kolonie Katharinenfeld in Georgien eine Existenz als Müller, Getreidehändler, Weinbauern und Gemüsegärtner aufgebaut. Über sechzig Jahre später, nach der Kollektivierung durch Stalin, hatten ihre Nachkommen all ihr Hab und Gut verloren und waren daher in die schweizerische Heimat ihrer Vorfahren «zurück»-gekehrt.

Wiederum sechzig Jahre später erforschten wir also die Lebensschicksale dieser Horlachers aus Georgien. Dabei gestalteten sich die Untersuchungen recht aufwendig. In den Archiven von Umiken, Aarau und Bern fanden wir umfangreiches Quellenmaterial. In zahlreichen Gesprächen mit den Nachkommen arbeiteten wir ihre Erinnerungen, die mündliche und schriftliche Überlieferung der Familie und das erhaltene Fotomaterial auf. Schliesslich mussten wir uns in die uns völlig fremde Welt Georgiens, das Umfeld, in welchem Jakob und Louise gewirkt und eine neue Heimat gefunden hatten, einarbeiten: Wir studierten georgische Landkarten und Geschichtsbücher; wir suchten Landesbeschreibungen und Reiseberichte des 19. Jahrhunderts; wir machten uns mit der Mentalität schwäbischer Kolonisten im Kaukasus bekannt und lernten – wenigstens aus Schilderungen – Katharinenfeld kennen; wir vertieften uns in georgische Kunstmäzene und lasen ins Deutsche übertragene Gedichte, Erzählungen, Märchen und das Nationalepos «Der Riese im Pantherfell».

Auf diese Weise entstanden in unseren Vorstellungen Bilder von der Familie Horlacher und der Welt, in der sie gelebt hatte. Wir

glaubten, die Charakterzüge Jakobs, des unsteten Abenteurers und begabten Mühlebauers, wenigstens zu erahnen. Wir sahen seine energische, tüchtige Frau Louise vor uns, wie sie lebte und lebte, wie sie als junge Witwe mit ihren vier Söhnen das Werk des frühverstorbenen Gatten weiterführte, mit zäher Sparsamkeit den Schuldenberg abtrug und sich auch nicht scheute, mit den Behörden der 2500 km entfernten Heimatgemeinde Umiken um ihr Recht zu streiten. In unseren Gesprächen wurde ebenso die Gestalt ihres Sohnes Eduard lebendig, jenes leicht schwerhörigen, eigensinnigen, aber ebenso erfolgreichen Müllers und Weinbauern, welcher in Katharinenfeld neue, dem erlangten Sozialstand entsprechende Wohnhäuser, Stallungen und Weinkeller erbaute und damit den Aufstieg zum georgischen Kulaken auch äusserlich dokumentierte. – Gestützt auf alle diese Informationen und Bilder verfassten wir dann den erwähnten Aufsatz.

Für uns nachgeborene Geschichtsschreiber wurde eines schon bald klar: Diese faszinierende Welt Georgiens und seiner deutschsprachigen Kolonisten wollten wir einmal sehen. Irgendeinmal würden wir die vielgepriesene Gastfreundschaft des georgischen Volkes geniessen, seine Kunstschatze bewundern, durch die engen Gassen der Altstadt von Tiflis schlendern, ein türkisches Bad mit Massage nehmen, georgischen Wein trinken und die als traumhaft geschilderte Landschaft durchreisen. Wir würden die greise Rosa Horlacher besuchen, die einzige Enkelin Jakobs und Louises, von der es hiess, sie lebe noch in Tiflis, und natürlich waren wir fest entschlossen, nach Katharinenfeld, dem heutigen Bolnisi, zu fahren, um die Mühle und den Weinbauernhof der Horlachers zu besuchen und die letzten deutschsprachigen Kolonisten nach ihren Erinnerungen zu befragen.

Wir wurden allerdings gewarnt: Nachkommen der Familie seien bereits dorthin gereist, hätten aber Heim und Mühle ihrer Vorfahren nicht mehr finden können; alles sei niedergerissen, die deutsch-lutheranische Kirche zur Turnhalle umfunktioniert, der einstige Lustpark völlig verwahrlost; und überhaupt seien alle deutschsprachigen Menschen, soweit sie das Land nicht rechtzeitig verlassen hatten, in andere Gebiete der Sowjetunion deportiert worden. Die Kriminalität habe zudem derart überhand genommen, dass man sich abends nicht auf die Strassen traue. – Doch keine Bedenken

konnten unsere Träume und Pläne zerstreuen. Wir waren überzeugt: Mit den zusammengetragenen alten Fotos und Plänen sowie einer gehörigen Portion Neugier ausgerüstet, würden wir schon alles finden!

Vorläufig aber wurde nichts aus der Verwirklichung unserer Pläne. Die Nachrichten aus Georgien stimmten pessimistisch: Ein Bürgerkrieg erschütterte das soeben unabhängig gewordene Land. Die staatlichen Organe gerieten durcheinander; die politischen Verhältnisse wurden unstabil; die Infrastruktur brach zusammen. Arbeitslosigkeit breitete sich aus; die Versorgung mit Wasser und Strom stockte; die Eisenbahn fuhr nur noch sporadisch; Briefe und Pakete kamen an ihrem Bestimmungsort nicht an; der Nachschub an Erdöl fehlte; in den Hotels mussten Flüchtlinge aus Tschetschenien einquartiert werden; das Gastgewerbe funktionierte nicht mehr. Die Aussichten für eine Reise zweier Geschichtstouristen aus der Schweiz standen schlecht.

Doch unerwartet zeigten sich neue Chancen: Die politische Lage beruhigte sich – wenigstens an der Oberfläche. Die Air Georgia nahm regelmässige Flüge auf der Linie Frankfurt–Tiflis auf. Die Infrastruktur begann, sich auf der informellen Ebene neu zu organisieren. Über Kontaktpersonen in der Schweiz erfuhren wir, dass Aufenthalt und Reisen in Georgien durchaus möglich seien – allerdings im rein privaten Rahmen. Wir erhielten Adresse und Telefonnummer eines gewissen Avto Swimonischwili in Tbilisi (Tiflis), welcher Touristen unterbringe und mit seinem Wagen im Land herumfahre.

Im Frühling 1996 schien es tatsächlich zu klappen. Am 13. April, einem Samstag, fuhren wir nach Frankfurt, flogen nach Tbilisi – und erhielten dort bereits einen Vorgeschmack dessen, was uns allenfalls erwarten mochte: Bei unserer Ankunft gegen Mitternacht war der Flugplatz stockdunkel. Zum Aussteigen wiesen uns die Scheinwerfer bei laufenden Automotoren knapp den Weg zum kleinen, schmutzigen Aufnahmegebäude. Nun stiegen Zweifel in uns hoch: Auf welches Abenteuer hatten wir uns da eingelassen? Wie würden wir die nächsten zehn Tage überstehen? Wie würden wir das in den Büchern als paradiesisch geschilderte Georgien erleben? Wie würden wir an das Ziel unserer Träume, nach Bolnisi/Katharinenfeld gelangen und dort noch irgendwelche Spuren der Horlachers finden? Lebte Rosa Horlacher überhaupt noch? Wie würden wir uns – ohne

Kenntnisse der georgischen und der russischen Sprache – durchschlagen? Hatte unsere Reise überhaupt einen Sinn?

Doch dann empfingen uns Avto und sein Sohn Pakko, etwas später auch seine Schwester Luisa und die Gattin Nino; alle sprachen fliessend englisch, der Sohn sogar deutsch. Wir wurden tadellos einquartiert, nahmen – an überreicher Tafel – unsere erste georgische Mahlzeit ein und tranken erstmals georgischen Wein, begleitet vom Brauch farbiger, persönlicher Trinksprüche. Und da es gerade Osternacht war, besuchten wir sogleich noch Gottesdienste nach georgisch-orthodoxem Ritus und machten dabei unsere ersten Bekanntschaften mit jungen Georgiern. In den folgenden Tagen erhielten wir unsere Einführung in georgisches Leben im Familien- und Freundeskreis; wir besichtigten Kirchen und Museen und trafen mit vielen Männern und Frauen – Dichtern, Musikern, Lehrern, Redakteuren, Politikern – zusammen. Wir erfuhren auch manches von den Nöten der Menschen, von den politischen Konflikten, der wirtschaftlichen Krise, der grenzenlosen Armut, dem Chaos in Verwaltung und Produktion und von den grossen Existenzängsten – aber auch den Lichtblicken und Hoffnungen, welche dieses Volk erfüllen.

Über all diesen Erfahrungen und Erlebnissen vergassen wir jedoch die Hauptziele unserer Reise nicht: Rosa Horlacher und die Mühle in Katharinenfeld. Von Rosas Familie besassen wir ebenfalls Anschrift und Telefonnummer. Wir meldeten uns an, und bereits am Ostermontagabend brachten uns Avto und Pakko in ein Aussenquartier von Tbilisi. Über einen schmutzigen Hinterhof gelangten wir zu einer etwas verkommenen Wohnkaserne aus sowjetischer Zeit; ein schmuddeliges Treppenhaus mit schummerigem Licht führte uns zur Wohnung XII, wo uns die Töchter Nelly und Nora, ein Schwiegersohn und eine Enkelin empfingen. Das Innere überraschte dann allerdings; da standen Möbel aus einer bessern Zeit, der Boden war blitzblank gebohnert, der Tisch bereits sorgfältig und liebevoll gedeckt. Und dann kam sie auf uns zu: Rosa Virsowa-Horlacher, geboren 1912 bei Katharinenfeld, aufrecht, würdig, munter, energisch und selbstbewusst, mit liebem, mütterlichem Gesicht und starker Ausstrahlung. Sie erinnerte uns genau an das Bild, das wir uns von ihrer Grossmutter Louise gemacht hatten, und dieser Eindruck wurde noch verstärkt, wenn sie bei Tisch mit kurzen, bestimmten Worten und klarer Stimme ihre Anweisungen gab.



Rosa Virsowa-Horlacher und ihre beiden Töchter Nora (links) und Nelly hinter der reich gedeckten Tafel.

Der Empfang war zunächst zurückhaltend erwartungsvoll. Wir überbrachten Brief und Geschenk ihrer Nichte in Hausen bei Brugg und waren froh, dass unsere Begleiter das Gespräch auf Russisch ermöglichten. Frau Rosa – so wurde sie genannt – hatte seit 1928 kaum mehr deutsch gesprochen, und so fiel sie laufend ins Russische zurück. Die feinen Speisen und der Wein lösten die Stimmung zunehmend. Es wurden Erinnerungen erzählt, Fotos betrachtet, verwandtschaftliche Zusammenhänge erklärt; zu unserer Überraschung zeigten sie uns einen Artikel des Brugger Tagblatts über die Vernissage der Brugger Neujahrsblätter 1993, und zu unserem noch grösseren Erstaunen spielten sie uns einen Videofilm über Katharinenfeld vor; ein einstiger schwäbischer Kolonist war vor einigen Jahren an den Ort seiner Jugend zurückgekehrt, begleitet von einem Kamera-Team des Süddeutschen Rundfunks, welches einen Film über diesen Besuch gedreht hatte, etwas gefühlstriefend und heimattümelnd zwar, aber doch informativ – und natürlich in deutscher Sprache!

Dann berichteten uns Rosas Angehörige auch von sich. Die Töchter, beide im Ruhestand, hatten als Psychiaterin bzw. als Ingenieurin gearbeitet. Von den vier Enkelinnen lebte nur die jüngste noch in Tbilisi; zwei seien in Deutschland und eine – wir staunten nur so! – in Wettingen verheiratet. Die Töchter hatten vor einiger Zeit den mütterlichen Namen Horlacher angenommen, um ihre schweizerische Abstammung zu unterstreichen und in der vagen Hoffnung, vielleicht dereinst doch noch der Armut Georgiens zu entkommen. – Wir verabschiedeten uns nach diesem eindrücklichen Besuch, allerdings nicht ohne zu versprechen, ein zweites Mal vorbeizukommen.

Wieder zwei Tage später – es war Mittwoch, der 17. April 1996 – sollten wir an das ersehnte Ziel unserer Reise gelangen: Bolnisi, einst Katharinenfeld. Avto fuhr uns von Tbilisi aus nach Südwesten. Die leicht hügelige Gegend wurde zunehmend lieblich und fruchtbar; die Äcker und Wiesen schienen uns gepflechter und intensiver bewirtschaftet, die Gärten voll von Blumen und blühenden Bäumen. Das also war die Landschaft, die sich Jakob und Louise als neue, dauernde Heimat ausgewählt hatten!

Nach einer guten Stunde fuhren wir in Bolnisi ein. Auch hier war alles ärmlich wie in Tbilisi, etwas zerfallen, die Strassen schmutzig, die Farben an den Gebäuden verblasst, der Verputz teilweise abgebrockelt. Und doch fielen sofort die alten Bauernhäuser mit ihrer breiten Behäbigkeit auf. Ihre Bauweise war geprägt von mächtigen Walmdächern, ausgedehnten Lauben, grossen Toren zu Weinkellern und weiten Einfahrten, und sie unterschied sich unverkennbar von jener im übrigen Ostgeorgien. Noch immer strahlte alles eine Würde aus, die an vergangenen, deutschen Wohlstand erinnerte.

Doch wie sollten wir nun Heim und Mühle der Horlachers finden? Unser Dorfplan stammte aus den 1920er Jahren und war nicht so leicht anwendbar. – Rosa hatte uns die Adresse einer deutschsprachigen Frau mitgegeben, deren Haus wir nun suchten. Doch dort war alles verschlossen. Ein Nachbar teilte Avto mit, sie halte sich gerade in Armenien auf. Sollten wir bereits entmutigt die Köpfe hängen lassen? Nein, wir machten uns lediglich darauf gefasst, nun aufgrund unserer Unterlagen ganz Bolnisi abzusuchen; denn wir waren nach wie vor felsenfest überzeugt, dass wir alles finden würden.

Doch dann «hotterte» wie zufällig ein kleines, altes Auto daher. Der Nachbar hielt es an und sprach einige georgische Sätze durch

das Fenster. Sofort öffnete sich die Türe, eine kleine Frau stieg aus und fragte uns in makellosem Deutsch und mit gepflegter Aussprache: «Guten Tag! Was wünschen Sie?» Etwas verdutzt fragten wir nach den Horlachers, die vor beinahe siebzig Jahren hier gelebt hätten. Ganz selbstverständlich erwiderte sie: «Das kann ich Ihnen alles zeigen. Ich erinnere mich sehr gut. Ich bin an der gleichen Strasse aufgewachsen!» Und sogleich erteilte sie die ersten Anweisungen zur Weiterfahrt.

Die Frau war unser grosser Glücksfall: Seda Jerwowna Changujanz, eine geborene Binder aus einem der schwäbischen Urgeschlechter, welche die Kolonie Katharinenfeld 1818 gegründet hatten. Seda Binder, scheinbar zeitlos – ihr hohes Alter liess sich nur aufgrund ihrer weit zurückreichenden Erinnerungen erahnen – bleibt uns als eindrückliche Persönlichkeit im Gedächtnis: Angetan mit einem dunklen, mützenartigen Hut, offenem Mantel, die Hände in die Taschen gestützt, einen weissen Schuh etwas vorgestreckt, so stand sie vor uns, im hohlen Kreuz, temperamentvoll, selbstbewusst, stolz, intelligent – eine einstige Deutschlehrerin. Ihr Chauffeur und Begleiter war auch deutschstämmig, aber weniger redegewandt, ein freundlicher Mann, der sich ebenfalls an die Horlachers erinnerte. In Sedas Stübchen, das mit ungezählten Erinnerungsstücken behangen war, mussten wir im Voraus einen Wodka genehmigen, den wir trotz der morgendlichen Stunde nicht ablehnen durften.

Dann fuhren wir los. Den ersten Halt schalteten wir auf dem Hauptplatz, dem eigentlichen Zentrum des einstigen Katharinenfeld, ein. Hier hatte die neugotische Kirche gestanden, mit der sich so viele Erinnerungen an Weihnachts- und andere Feste, an Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten und Abdankungen verbanden, daneben das Schulhaus, in welchem die Kolonistenkinder das ABC gelernt hatten, rundherum Läden und Werkstätten, und von hier aus hatte die Kirchenstrasse – nachmals Karl Marx-Strasse! – direkt zum Deutschen Friedhof geführt, wo die Verstorbenen begraben worden waren. Doch dies alles war in sowjetischer Zeit ausgemerzt worden; der Friedhof war überdeckt und überbaut, das Gotteshaus mit dem markanten Turm sowie das Schulhaus geschleift. Das Langhaus der Kirche diente nun tatsächlich als Teil der Turnhalle; an die ursprüngliche Funktion erinnerten nur noch einige Rundbogenfenster und die Strebepfeiler der einen Wand.



Seda Jerwowna Changuljanz, geb. Binder, und ihr Begleiter posieren auf dem ehemaligen Katharinenfelder Hauptplatz. Im Hintergrund ist eine Fassade des zur Turnhalle umfunktionierten Langhauses der Kirche zu sehen.

Nun bogen wir in die einstige Nikolaistrasse (später Karl Liebknecht-Strasse) ein. Seda zeigte uns ihr Elternhaus, und wenig später liess sie anhalten: «Da sind wir!» Wir erkannten das Horlacher-sche Wohnhaus aufgrund der Fotos von 1933 sogleich: Von deut-scher und schweizerischer Sauberkeit war zwar nicht mehr viel zu sehen. Zudem war das Gebäude reparaturbedürftig, das schöne Zie-geldach teilweise mit Blech überdeckt, die blaue Farbe verblichen, der Verputz abgeblättert. Doch strahlte es noch immer etwas von der einstigen Kulakenherrlichkeit aus. Nun wohnten sieben Famili-en in diesem Gebäude, dazu weitere in dem daneben stehenden zweiten Horlacher-Haus, welches sich in einem noch «elenderen» Zustand befand. Aus allen Türen strömten die Leute heraus, neugie-rig, was diese Fremdlinge hier wohl suchten. Wir drückten ihnen die Brugger Neujahrsblätter in die Hand, deren Bilder aus Katharinen-



So präsentiert sich das grosse, 1911 erbaute Wohnhaus heute.

feld sie sofort mit grossem Interesse studierten. Unterdessen besichtigten wir Hof und Gärten; wir stiegen auch in Eduard Horlachers Weinkeller hinunter, wo sich uralte Geräte und Fässer befanden, die vielleicht noch aus der «schweizerischen Vergangenheit» des Hauses stammten. Eine junge Frau sprach uns in perfektem Deutsch an, die heutige Deutschlehrerin von Bolnisi.

Doch Seda Binder drängte: «Was wollen Sie hier noch? Sie haben es jetzt ja gesehen!», und so fuhren wir zu Horlachers Mühle hinunter. Dort kamen wir aus dem Staunen fast nicht mehr heraus. Das weit über hundert Jahre alte, vierstöckige Gebäude präsentierte sich nahezu im ursprünglichen Zustand. Jakob Horlacher hatte solide gebaut. Die Mauern waren noch völlig intakt, die Ziegel zwar erneuerungsbedürftig, und nur die hölzernen Aussentreppen zu den Lauben auf den verschiedenen Stockwerken morsch und baufällig.



Blick auf den Innenhof des Horlacherschen Gebäude-Ensembles mit dem arg mitgenommenen zweiten, bescheideneren Wohnhaus.

Der Betrieb war seit Jahren eingestellt; die oberen Geschosse wurden zeitweise für eine Hühnerfarm verwendet, und nun stand die Mühle leer, aber verschlossen da. Lediglich das Untergeschoss war offen, und hier fanden sich verschiedene Stangen, Scharniere und Glocken, also Teile jener Mechanik, die Jakob Horlacher 1876 von der Firma Gibour aus Dijon für teures Geld eingeführt hatte. Sadas Begleiter zeigte uns auch den Verlauf des Mühlekanals; er hatte dort als Knabe oft gespielt. Die Umgebung wirkte dagegen niederschmetternd; alles war verwahrlost, von Abfällen und anderem Unrat übersät, ohne jegliche Pflege. Trotzdem konnten wir die einstige romantische Stimmung hier erahnen; die vermeintliche Abgelegenheit vom Dorf, der nahe Fluss und der Pappelhain machten das ganze zu einer wahren Idylle.

Doch wieder drängte Seda: Was interessierte uns denn die längst zerfallene Mühlepracht? – Und so fuhren wir zurück nach Bolnisi in den einstigen Lustpark der Katharinenfelder. Hier erwartete uns das



Die solide gefügten Bruchstein-Mauern der 1875/76 erbauten Mühle sind noch in ausgezeichnetem Zustand. Ansicht von Norden.

Trostlosesste unseres Besuches. Zahlreiche Ruinen zeugten noch von den früheren Pavillons, Tanzplätzen, Weglein und Brückchen; nun weideten Kühe dazwischen, und nur der prachtvolle Baumbestand war noch da, allerdings bedroht durch die heutigen Anwohner, denen das Holz zum Kochen und Heizen fehlt. Inmitten dieses Trümmerfeldes bewegte sich Seda Binder ungezwungen, und sie beschrieb uns in lebhaften Worten, wie sie alle hier abends und sonntags getanzt, gespielt, geschwatzt und sich amüsiert hatten; es war ein einziger Vergnügungs- und Begegnungsort der deutschen Kolonisten gewesen. Als wir sie zum Schluss fragten, wie sie sich denn heute mit dem Verlust all dieser Pracht, aber auch des Wohlstandes, der Ordnung und der Reinlichkeit abfinden könne, meinte sie – nach einem tiefen Seufzer – bloss etwas resigniert, aber ausdrucksvooll und mit bewundernswerter Abgeklärtheit: «Es war!» – Dann nahmen wir Abschied.

Nach einem einfachen Mahl aus Käse, Teigtaschen und grilliertem Fleisch in einem der wenigen, bescheidenen Restaurants streif-



Das imposante, vierstöckige Mühl-Gebäude von Süden.

ten wir nochmals durch die Strassen des einstigen Katharinenfeld. Wir betrachteten erneut die stattlichen Kolonistenhäuser und entdeckten sogar eine Tafel mit der Aufschrift «Mühlgrabenstrasse». Von der ehemaligen Gartenstrasse aus sahen wir die ganze Horlachersche Liegenschaft von weiter unten, vom fast gleichen Standort aus wie auf einer von uns mitgebrachten Abbildung. Um sie sechzig Jahre später nochmals zu fotografieren, baten wir einen georgischen Nachbarn um Zutritt zu seiner Liegenschaft, natürlich mit Hilfe unseres Dolmetschers Avto. Er gestattete uns dies selbstverständlich und lud uns gleich in seine Stube ein. Hier erlebten wir georgische Gastfreundschaft, wie sie in allen Büchern beschrieben wird: Er stellte Brot, Käse und Estragonzweiglein auf, die Töchter buken gleich einen Eierkuchen, und dazu gab es echten, selbst gekelterten Katharinenfelder, über den wir gelesen hatten, er «munde ausgezeichnet, die Wirkung aber komme plötzlich»! Die hier tief verwurzelten und geschätzten Trinksprüche auf alle Anwesenden kamen



Ein Pavillon im einstigen Lustpark von Katharinenfeld ist dem Verfall preisgegeben.

voll zur Geltung. Dabei gab unser Gastgeber auch eine Anekdote zum besten, die er vor Jahrzehnten über Eduard Horlacher gehört hatte: Derselbe habe nämlich einmal etwas vollmundig geprahlt, er produziere so viel Wein, dass er damit seine Mühle einen ganzen Tag könnte laufen lassen!

Mittlerweile hatte sich die Nachricht von unserem Besuch in Bolnisi herumgesprochen. Plötzlich traten nämlich zwei gut gekleidete, junge Männer mit Mappen ein und stellten sich als Vertreter der deutschen evangelischen Gemeinde vor, obschon sie kein Wort Deutsch verstanden. Sie luden uns freundlich zum Besuch ihres Museums ein, was unsere Erwartungen natürlich steigerte.

Zunächst setzten wir nun aber unseren Rundgang fort und wollten noch eine Persönlichkeit besuchen, die in dem erwähnten Video-Film über Katharinenfeld eine wichtige Rolle gespielt hatte: Anna Wachwachischwili, die Tochter des einstigen Försters von Katharinenfeld. Wir trafen auf eine liebenswürdige alte Frau mit einem

ausdrucksvollen, weisen Gesicht. Sie lebte stark in der Vergangenheit und rezitierte noch schwäbische Gedichte, perfekt in Tonfall und Diktion. Als wir sie fotografieren wollten, entschuldigte sie sich, sie müsse sich zuerst umziehen, und sie fügte unübertrefflich deutsch bei: «Ich sehe ja aus wie eine Schlampe», und flugs zog sie ihr ärmliches Sonntagskleid an.

Das Museum – etwas grossspurig als «Zentrum der deutschen Kultur» angeschrieben – enttäuschte uns. In einem Betsaal für die monatlichen deutschen Gottesdienste fanden sich eine alte Nähmaschine, ein Grammophon und ein Harmonium, dazu an den Wänden einige Bilder und neun Bücher: eine sehr dürftige Ausstattung für ein «Museum». Wie sich aber bald herausstellte, ging es den jungen Männern, die wir wieder antrafen, gar nicht um diese «antiken» Gegenstände. Sie verfolgten ein ganz anderes Ziel: Da sie uns als kapitalkräftige Touristen aus dem reichen Westen betrachteten, wollten sie uns schmackhaft machen, wir oder die Nachkommen Horlachers könnten doch die Mühle kaufen und zu einem Hotel mit Café umbauen. Sie hofften offenbar, mit uns ins Geschäft zu kommen und aus unserem Geld Profit zu schlagen.

Wir fuhren dann aus Bolnisi hinaus, um vom gegenüberliegenden Ufer des Maschaweri einen letzten Blick auf das einstige Katharinenfeld – nun im stimmungsvollen Abendlicht – zu werfen. Nach einem Besuch der nahegelegenen, grossartigen und liebevoll gepflegten Sioni-Kirche aus dem 5. Jahrhundert, kehrten wir – reich an Eindrücken – nach Tbilisi zurück. Unsere höchsten Erwartungen waren übertroffen worden!

Am folgenden Tag suchten wir – wie versprochen – Rosa Horlacher nochmals auf. Im Zwiegespräch fand die alte Frau diesmal viel besser zu ihrer deutschen Muttersprache zurück, und sie erzählte sehr anschaulich von Grossmutter Louise, der Oberaargauerin, bei der sie während der Schulzeit gewohnt und die ihr nähen, stricken und putzen nach Schweizer Manier beigebracht hatte, dazu auch schweizerische Wertvorstellungen wie Fleiss, Sauberkeit und Disziplin. Etwas später traf eine Russin ein, um einen Brief an die in Hausein lebende Nichte zu übersetzen. Zum Schluss übergab uns die Familie Geschenke an Rosas in der Schweiz lebende Enkelin, darunter einen Satz Familienbesteck – die Aussteuer der Eltern an die im fernen Wettingen verheiratete Tochter!

Der Rest unseres Aufenthalts war einer Reise nach Westgeorgien mit seinen zahlreichen, bewundernswerten Kunstschatzen gewidmet.

Nach unserer Rückkehr betrachteten wir es geradezu als Ehre, der jungen Frau ihre Aussteuer aus der Heimat zu überbringen. Wir waren dabei nicht überrascht zu vernehmen, dass sie sich als Georgierin mühelos in ihrem schweizerischen Umfeld eingelebt habe. Obwohl nie in der Schweiz gewesen, hatte Grossmutter Rosa ihr ja die hiesigen Werte, die sie von ihrer eigenen Grossmutter Louise übernommen hatte, von Kindesbeinen an beigebracht. Und so spannt sich nun der Bogen Schweiz – Georgien – Schweiz vom Auswandererpaar Jakob und Louise Horlacher-Gygax bereits über fünf Generationen bis in die Gegenwart!

